

Bildung in der digitalisierten Gesellschaft

Podiumsdiskussion, 10. Oktober 2018, Hauptbücherei Wien

Zu Beginn der Diskussion mit den beiden Universitätsprofessoren **Dr. Rudolf Taschner** und **Dr. Konrad Paul Liessmann** berichtet Moderator **Günter Kaindlstorfer** vom ORF von erstaunlichen Schreibfehlern die er bei Studierenden feststellt, die redaktionelle Beiträge zusammenfassen. Hägel statt Hegel, Nowalis statt Novalis, Verwechslung von Rezension mit Rezession, usw. **Taschner** sieht in diesem Bereich eine deutliche Verschlechterung zu früher. Jugendliche könnten eher Emojis verwenden als richtig schreiben. **Liessmann** verweist zwar auf die Tatsache, dass man Klagen über die Jugend schon aus der Antike kenne, nennt dann aber das Beispiel einer Germanistikstudentin, die bei einer Prüfung nichts über Goethe und seine Werke wusste. Das werde aber keine Rolle spielen, denn Goethe werde im Unterricht nicht mehr vorkommen, man „dürfe ihn wohl gar nicht mehr behandeln“ da es in der Schule vorrangig darum gehe Präsentationskompetenz zu erwerben. Allerdings müsse man bedenken, dass es früher außer Literatur wenig gab. Was man wissen wollte, musste man sich aus geschriebenen Werken holen. Die multimediale Kultur von heute habe alles grundlegend verändert und von den jungen Menschen werde viel verlangt. Es gebe viel Nichtwissen, man müsse aber auch auf das Positive schauen.

Taschner meint, dass die Seichtheit zugenommen habe. Texte werden nicht mehr zur Gänze gelesen. Als Beispiel nennt er Wikipedia, wo meist nur die erste Kurzinformation zu einem Thema gelesen werde, der weitere Text ermüde die Menschen. Das führe zu einem Leben in einer Wikipedia Blase, in einer nur mehr virtuell existierenden Welt. Durch das Lesen von Büchern werde die Phantasie angeregt, Lesen sei Bildungserfahrung. Computer hätten keine Phantasie. Bedauerlich sei auch, dass man sich in der Schule kaum mehr mit Gedichten befasse.

Liessmann erwähnt, dass vor einem Jahr das Phänomen der Computer- und Internetsucht festgestellt wurde. Im 18. Jahrhundert wurde über die Lesesucht genau das Gleiche geschrieben und die gleichen Folgen vorausgesagt. Das Digitale minimiere aber die Phantasie.

Auf die Frage des **Moderators**, ob es einen Bildungskanon geben solle, antwortet **Liessmann**, dass die Bildung untrennbar mit der Idee des Kanons verbunden sei. Es müsse aber Kriterien geben an denen man sich orientieren könne. Es gebe Errungenschaften auf denen unsere Kultur aufbaue und es lohne sich, dass jungen Menschen das kennen lernen. Dinge die schon erfunden wurden, müsse man aber nicht neu erfinden. Die Welt in der man lebt, sollte man verstehen um an ihr partizipieren zu können. Es gebe Werke die besser seien als andere, man denke z.B. an Shakespeare oder Sophokles. „Beide sind längst tot und ihre Werke werden immer noch gespielt“.

In Bezug auf einen Kanon in den Naturwissenschaften bringt **Taschner** die Entdeckung der Schwerkraft von Newton als Beispiel. Um die Naturwissenschaften interessant zu machen, müsse man die Geschichten richtig erzählen können, da könnten phantastische Dinge entstehen. Aber nur mit Geschichten gehe es nicht, man müsse auch richtig erklären können.

Auf die Veränderungen in der Bildungspolitik angesprochen, meint **Taschner**, dass jene Eltern die verbale Beurteilung befürworten, die gerne lesen. Oft funktioniere die Kommunikation aber nicht. Mit der Note werde nicht das Kind an sich, sondern eine bestimmte Leistung beurteilt. Im Leben gebe es überall Benotungen und Rankings, bei PISA, den Universitäten, in der Gastronomie.

Liessmann kann zwar einige Bedenken nachvollziehen, findet den Begriff Ziffernote aber seltsam, da es sich bei „sehr gut“ etc. um einen verbalen Ausdruck handle. Auch die verbale Beurteilung sei standardisiert, aber ein Riesenaufwand. „Wie täusche ich jemand?“ mit einer bestimmten Wortwahl. Eltern könnten oft nicht zwischen den Zeilen lesen. Die Lehrer/innen hätten aber auch mit Noten große Möglichkeiten bei der Beurteilung. Er erwähnt ein Beispiel aus seiner Schulzeit wo er trotz einer „Unmenge von Rechtschreibfehlern“ noch ein Sehr gut bekam weil der Aufsatz so gut war.

Auf die Klage einer **Teilnehmerin** aus dem Publikum, dass junge Menschen nicht mehr neugierig

seien und auf ihrer Frage, wie man die Neugierde wecken könnte, antwortet **Liessmann**, dass man viel erzählen sollte, da müsse gar nicht immer alles stimmen. Die Philosophie beginne mit dem Staunen über das Alltägliche. Die digitalen Medien stellten aber ein Problem dar, denn es sei hemmend für die Neugierde zu wissen, dass man überall auf alles einen Zugriff habe. Man dürfe nicht zu viel anbieten, müsse eher Dinge verweigern um die Neugierde zu wecken,

Während **Kaindlstorfer** meint, dass die Jugendlichen neugierig und kritisch seien, viele Fragen stellten und sich besser artikulieren könnten als früher, erlebt **Taschner** das auf der Universität ganz anders. Es würden primär Techniker des Wissens produziert. **Liessmann** sieht das nicht so pessimistisch. Es gebe aber insgesamt mehr Studierende als früher, die Anzahl der besseren Studierenden habe sich nicht erhöht. Er kritisiert jedoch die Art, wie in den Schulen die Präsentationstechniken vermittelt werden. Referate und Präsentationen werden primär aus dem Netz geholt und rasch adaptiert. Ohne Power Point oder Zettel könnten die Studierenden nicht frei über ihre Abschlussarbeiten sprechen. Dies solle als deutliche Kritik an der Digitalisierung verstanden werden, sie werde nicht sinnvoll eingesetzt.

Die Wortmeldungen aus dem **Publikum** sprechen unter anderem Folgendes an: Schüler/innen trauen sich nicht ältere Lehrkräfte zu befragen wenn sie sich bei etwas nicht auskennen. Kinder versenden hauptsächlich nur mehr Bilder, welche Auswirkungen hat das auf die Intelligenz? Im durchdigitalisierten Südkorea wissen die Jugendlichen nichts mehr über die eigene Literatur. Das Fehlen von Neugierde ist ein Zeichen von Bequemlichkeit. Kinder sind neugierig, aber nicht auf das, was ihnen vermittelt wird. Viele sind übersättigt durch die vielen Informationen. Was kann man gegen den „Digitalisierungswahn“ machen?

Liessmann berichtet, dass in den USA die Benützung von digitalen Geräten bei Lehrveranstaltungen verboten sei. Als ein Professor in Deutschland das bei seinen Studierenden auf freiwilliger Basis ausprobierte, habe er sehr gute Erfahrungen gemacht. Die Studierenden waren nach einer Eingewöhnungsphase erleichtert, die Leistungen wurden besser. Bildung habe auch mit Konzentration zu tun. Aber vielleicht genüge es, wenn nur ein kleiner Teil der Bevölkerung gut lesen und schreiben könne, das sei früher auch so gewesen.

Taschner sieht eine Gefahr darin, wenn nur mehr ein Teil der Gesellschaft über gewisse Fähigkeiten und ein bestimmtes Wissen verfügt und der andere nicht. Es sei schwierig mit Emojis ein politisches Statement zu formulieren. Mit der Digitalisierung seien Risiken verbunden, das Risiko sei jedoch unsichtbar. Das Digitale werde sich aber durchsetzen, wir seien schon auf den Computer programmiert und müssten sehr achtsam sein.

Auf die Frage von **Kaindlstorfer**, ob die Digitalisierung ein Auseinanderdriften der Gesellschaft verstärke, antwortet **Liessmann**, dass er das ambivalent sehe. Menschen, die durch die Digitalisierung arbeitslos werden, könnten einen Ausgleich in der Ablenkung durch digitale Angebote finden. Andere könnten durch digitale Medien mehr erlernen. Die Laptops als Hilfsgeräte werden verschwinden. Die große Gefahr sieht er aber darin, dass die Interaktion von Mensch zu Mensch verschwinde, wenn eine Software – wie z.B. von der Bertlmann Stiftung propagiert – individuelle Lehrpläne für jedes Kind erstelle. Die soziale Komponente werde durch diese automatisierten Lernprogramme aus den Lernprozessen herausgekippt. Diese vermeintlich schülerfreundliche Lernmethode stelle zudem vor allem für schwächere Schüler/innen ein großes Problem dar, da diese nicht über die Voraussetzungen verfügten richtig damit umzugehen. Kritik übt er zuletzt auch daran, dass es bei der Matura schon verboten sei Faktenwissen zu prüfen, und es nur mehr darum gehe Kompetenzen darzustellen.